

Die Rechenkunft der Eskimos.

Der Wortschatz der Eskimosprache ist, was die Dinge der Außenwelt betrifft, ziemlich reich. Man hat mehr als einen Namen für die Verchiedenheit eines Thieres nach Gestalt, Geschlecht und Alter, für alle Fische der Fischart, für alle erdlichen Erscheinungsformen von Eis und Schnee. Nur spärlich sind dagegen die Ausdrücke für bloße Begriffe und Vorstellungen vertreten und ganz besonders arm ist der Vortoorath für Zahlen. Namen für Zahlen über zehn hinaus scheinen dem Eskimo vollständig zu fehlen. Für gewöhnlich zählt er nur bis fünf oder zehn. Aber schon bei dieser einfachen Addition nennt er meist nicht die Zahlen, sondern gebraucht Finger und Hände. Bei fünf hebt er die eine Hand, bei zehn beide Hände in die Höhe; bei drei streckt er Daumen, Zeige- und Mittelfinger der einen, bei sechs beider Hände aus. Bei Zahlen von zehn bis zwanzig gebraucht er bereits fremde Hilfe, er rückt den Nachbar herbei, um mit dessen Händen die Zahl zu vollenden. Trifft je einmal an den Eskimo die Noth heran, sich in der „höheren Mathematik“ verständigen zu müssen, so ist guter Rath theuer. Er greift dann in seiner Verlegenheit zu den sonderbarsten Mitteln.

Ein sehr ergötzliches Beispiel solch schwieriger Rechenerei erzählt ein englischer Offizier, der an einer Polar-Expedition des Kapitän Parry theilnahm. Der Offizier befand sich an der Repulse bei einem Eingeborenen allein im Gespräch begriffen, als ihm dieser die verhältnißmäßig so einfache, aber für ihn ungewöhnliche Zahl dreißig begreiflich machen wollte. Zu diesem Zwecke hielt der Eskimo zunächst beide Hände empor, wußte aber nicht, was weiter machen, und blickte lange rathlos umher. Endlich kam ihm die glückliche Idee, um zehn mehr zu bekommen, die Hände des Offiziers zu ergreifen. Jetzt waren es aber erst zwanzig. Woher die übrigen zehn bekommen? Die Schwierigkeit schien unüberwindlich. Wiederum indes lam dem Eskimo ein rettender Gedanke. Er hielt zuerst einen seiner Füße empor, aber so wurden es erst fünf und zwanzig. Um die Zahl zu vollenden, gab sich der Mann des eifrigen Nordens nun alle erdenkliche Mühe, auch den anderen Fuß gleichzeitig in die Höhe zu heben und seine Anstrengungen waren überaus possibill. Aber das große Kunststück gelang nicht. Nach ungläublichen Mühen kam endlich die Zahl dreißig durch die vier Hände und je ein Bein der beiden Personen zu Stande. So waren, um der bösen dreifachen Zehn Ausdruck zu geben, Anstrengungen notwendig geworden, wie sie in so hohem Grade kaum das schwierigste Rechnen erfordert.

Die schwierigste und die größte technische Leistung der neueren Zeit.

Als die erste dürfte die Anlage einer Station für die neue elektrische Untergrundbahn in London (St. Paul) nach der von London (St. Paul) anzusehen sein, die an der östlichen Ecke der Lombardstraße unmittelbar unter der Kirche St. Mary Woolnoth erbaut werden ist. Es handelte sich dabei vor Allem darum, die Kirche ganz unbeschädigt zu erhalten und doch die Bahn unter ihr hinzuzuführen. Es ist zweifelhaft, ob schon jemals ein technisches Werk, das mit gleichen Schwierigkeiten verbunden war, ausgeführt worden ist. Die alten Grundmauern der Kirche mußten zum größten Theil entfernt und neue Unterstüßungen für das Bauwerk hergestellt werden. Die Subwand desselben erhielt in der ganzen Länge, die Nordwand wenigstens zum Theile zu diesem Zwecke stählerne Bindebalken. Eine neue Gründung war auch für die zwölf, das Mittelschiff abschließenden Stützen nöthig. Alle diese Veränderungen aber mußten ausgeführt werden, ohne daß sich die Kirche nur um Haarsbreite senkte. Ihr Mittelbau hatte übrigens ein Gewicht von 10,000, das Ganze ein solches von 28,000 Centnern. Die technische Oberleitung, der hier eine gewiß verantwortungsvolle Aufgabe zufiel, lag in den Händen Benjamin Volers (eines der Ingenieure, denen man auch ein anderes technisches Meisterwerk, die herrliche Cantileverbrücke über den North-Verdant) und David Hans. Die größte, das heißt umfangreichste technische Leistung der Neuzeit ist der Suezkanal zwischen Afrika und Asien, der die Fahrt von Europa nach dem Osten so wesentlich abkürzt. Die Gesamtlänge des Kanals beträgt 165 Kilometer, seine Breite auf einer Strecke von 124 Kilometern 100 Meter und auf die übrige Strecke von 41 Kilometern 60 Meter bei einer Tiefe der Fahrrinne von 8 Metern. Die Kosten der Anlage haben 453,000,000 Mark betragen.

Einen Friedhof für Katzen und Hunde will ein Berliner Thierfreund errichten. Die behördliche Genehmigung hat er bereits nachgesucht. Der Mann verpricht sich einen großen Erfolg von seinem Unternehmen. Seiner Ansicht nach würde die Vererdigungsstätte einem dringenden Bedürfnis entsprechen, und viele Personen würden ihre todtten Lieblinge auf „pietätvolle“ Weise begraben lassen.

Silber kann in dünne Blättchen von einem viertausendstel Millimeter ausgeschämert werden, und ein Gramm dieses Metalls läßt sich in einem Draht von etwas über 2000 Meter Länge ausziehen.

Eine liegende Redaktion.

Ist die neueste Errungenschaft, welche die mitteleuropäische Kultur dem Ausbruch des spanisch-amerikanischen Krieges zu verdanken hat. Diese hypermoderne Einrichtung, die selbst einem gewiegten Yankee zur Ehre gereichen könnte, dient dazu, den während des Krieges besonders lebhaften Nachrichtenverkehr zwischen Deutschland und den skandinavischen Reichen zu vermitteln. Die Zahl der im Norden gedruckten politischen Tagesblätter ist nahezu Legion. Trotzdem finden sich unter diesen nur sehr wenige, deren Redaktionsetat derartig summt wäre, um für kostspielige Labeltelegramme und dergleichen nennenswerthe Aufwendungen machen zu können. Da indessen auch die nordische Weltwelt ein gewisses Interesse daran hat, nicht gerade mit den allerältesten Wiederbrüchen aus dem japanisch-sinesischen Kriege traktirt zu werden, die man ihr mit geänderten Ortsbezeichnungen als „neueste Meldungen von amerikanischen Kriegeschauplätzen“ auftritt, so hat sich ein sündiges Konsortium darauf verlegt, die theuren Ueberseepapieren lieber von den freundlichen Berliner Preßkollegen bezahlen zu lassen. Sobald nun die Morgenblätter mit den letzten Nachtelegrammen ihren Weg von Berlin nach dem deutschen Umschlagshafen der skandinavischen Kontinentalroute-Samirjuridgelegt haben, werden sie an Bord des Postdampfers bereits von dem gespannt harrenden Redaktionskollegium mit blühender Schere empfangen. Während nun der eilige Kriech des Transdampfers die Wellen der russischen Osee durchfährt, wird unten in der Redaktionskajüte das überreiche „Material“ von kundigen Händen gesichtet, konzipirt und zusammengeknüpft. Wie im Fluge vergeht die kurze Spanne Zeit während der Ueberfahrt, doch sobald die Ankerkette am Kai von Trellborg herniederdrallt, steht auch schon ein elfterzigste Bote bereit, um das sauber hektographirte Manuskript dem nächsten Telegraphenamt zu überliefern, damit nach allen Himmelsrichtungen, wo es nur skandinavische Zeitungen gibt, die Kunde von den letzten Mordthaten auf Auba gelangen möge. Die schwedische Depeschentaxe für Preßtelegramme ist ja so niedrig und das Publikum für jede werthvolle Neuigkeit so dankbar, daß die immerhin etwas komplizirte Aufgabe der liegenden Redaktion nicht sonderlich viel besagen will.

Das zweite Parlament der Religionen.

Für die Abhaltung eines zweiten Parlamentes der Religionen zu Venarés im Jahre 1900 wird, wie man der „Frankfurter Zeitung“ mittheilt, in der indischen Presse sorgfältig agitiert. In der Aprilnummer des „Journal of the Maha Bobhi Society“, das in Kalkutta erscheint, findet sich ein Aufruf, der in sehr geschickter Weise auf's Neue darlegt, daß Venarés, die heilige Stadt der Befenner des Buddhismus und des Brahmanismus, das Recht beanspruchen dürfte, das nächste Parlament der Religionen in seinen Mauern zu sehen. Hunderttausend Millionen Buddhisten und zweihundert Millionen Hindus sei Venarés heilig und diese Stadt gewähre dem Bekehrung suchenden Besucher des Parlamentes mehr Gelegenheit, als irgend eine andere, zu sehen, welche Macht die Religion auf das menschliche Gemüth auszuüben vermag und wie die psychologischen Probleme von Himmel und Hölle ihre Wirkung auf die Gläubigen üben. An einem geeigneten Plage von Venarés soll ein Gebäude aufgeführt werden, in dem die Sitzungen stattfinden können. Von Religionen, die zur Theilnahme aufgefordert werden sollen, nennt der Aufruf: „Buddhismus, Brahmanismus, Jainismus, die Lehre Joroasters, Buddhismus, Judenthum, Confucianismus, Taoismus, Schintoisimus, Bishnu- und Shiva-Kult, Christenthum, Mohammedanismus, die Religion der Sikhs und Brahamo Samaj.“ Die Dauer des Parlamentes soll 30 Tage dauern. Der Aufruf schließt mit der Aufforderung an Alle, die sich für den Plan interessieren, sich mit dem Reverend Jenkin Lloyd Jones, Prediger, All Souls Church, Langley Avenue, Chicago, oder mit Anagarika Dharmapala, Generalsekretär der Maha Bobhi Society, Creek Row 2, Kalkutta, in Verbindung zu setzen. Der Letztere ist auch bereit, Gelder zur Begründung eines „Venarés-Religions-Parlamentes“ in Empfang zu nehmen. Die Kosten werden etwa \$5000 betragen.—Man darf der weiteren Entwicklung der Angelegenheit mit Interesse entgegensehen.

Mexikanische Pandleute huldigen einer merkwürdigen, althergebrachten Sitte, indem sie zum Pflügen des Vormittags Ochsen von einer gewissen Farbe, des Nachmittags solche von einer anderen benutzen. Warum das allgemein geschieht, wissen sie selbst nicht, behaupten aber, es müsse so richtig sein und seinen guten Grund haben, weil ihre Vorfahren seit unendlicher Zeit diese Absonderlichkeit bewahrt hätten.

Baderewski war früher ein starker Konsument von Süßigkeiten, als seine Verehrer aber von dieser kleinen Schwäche gehört hatten, überhäufte sie ihn so stark mit Bonbons und Zuckerfaden aller Art, daß diese ihn bald anzuwidern angingen.

Der Letzte der großen Armeen.

Fremden, die Neapel besuchten, ist oft ein steinalter Mann aufgefallen, der eine hölzerne Kade an einer Schnur am Halse trug, mit Streichhölzern und Wische handelte und in einer auf der Kade angebrachten Inschrift als ein ehemaliger Soldat des ersten Napoleon bezeichnet wurde. Die originelle Straßenfigur, die man freilich seit einigen Jahren nur noch selten zu Gesicht bekam, war der vor Kurzem im 107. Lebensjahre verstorbenen Daniele Valente. Sich und seine nur um drei Jahre jüngere Schwester ernährte er seit einer Reihe von Jahrzehnten durch Hausiren mit den obengenannten Gegenständen. Valente wurde im Jahre 1791 in Messina geboren, trat mit 16 Jahren in die Armee ein, brachte es bis zum Korporal und machte unter Napoleon dem Ersten verschiedene Feldzüge, unter Anderem auch den Zug nach Rußland mit. Aus seiner Militärzeit besaß er die amtlichen Urkunden und eine ihm verliehene Kriegsmedaille. Später lehrte er nach Italien zurück und war als Schuhmacher thätig, während seine Schwester, die, wie er, unvermählt geblieben ist, sich ihren Lebensunterhalt als Stickerin verdiente. Als Daniele Valente in Folge hohen Alters sein Handwerk aufgeben mußte, verlegte er sich auf den Streichhölzerverkauf, der freilich ihm und seiner Schwester nur die kümmerlichsten Mittel gewährte, so daß bei den beiden hochbetagten Leuten die Sorge und der Hunger gar oft einkehrte. Erst seit einigen Jahren war die Noth aus ihrem Leben gewichen, und zwar durch das Eingreifen eines edlen deutschen Menschenfreundes. Dieser, ein praktischer Arzt im badiischen Oberlande, interessirte sich für den Veteranen. Nach sorgfältigen Erkundigungen legte er ihm eine Jahresrente aus, die für den Alten und seine Schwester zur Befreiung ihrer Bedürfnisse genügte und etwa das Doppelte dessen betrug, was sich Valente mit seinem Hausirhandel früher erwerben konnte. Diese Rente wurde regelmäßig durch Vermittelung des deutschen Konsulats in Neapel in Monatsraten dem Veteranen ausbezahlt, der, des Schreibens unfähig, seine Quittung durch drei Kreuze leistete. Im Dezember v. J. starb Daniele Valente nach einem Leben von mehr als 106 Jahren, wahrscheinlich der letzte Soldat der großen Armeen und der letzte Zeuge, der dem kleinen Korporal in die Augen geliebt hat. Die Inschrift der Helena-Medaille, welche auch Daniele Valente besaß: Sa dernière pensée war der Ausdruck der Gefühle des alten italienischen Veteranen für unseren warmherzigen deutschen Landsmann.

Brieftauben auf hoher See.

In Frankreich haben kürzlich ausgedehnte Versuche mit Brieftauben stattgefunden, die auf hoher See in einer Entfernung von mehreren hundert Seemeilen von der Küste aufgelassen wurden. Der Dampfer „Bretagne“ der Compagnie Transatlantique hatte auf seiner Reise von Havre nach New York 100 Brieftauben mitgenommen. Von diesen sind die meisten ungefähr 300 Seemeilen von V. Havre entfernt aufgelassen worden und nach ihrem Schlage zurückgekehrt. Eine Taube ist halbwegs zwischen den beiden vorgenannten Orten aufgelassen und auf der Bank von New Foundland wiedergefunden worden. Auf der Rückreise hat man 30 Tauben 500 Seemeilen von V. Havre abgeschickt, von denen die erste ihren Schlag in der erkaunlich kurzen Zeit von 6 1/2 Stunden erreicht hat; die zwei nächsten Tauben kamen nach acht Stunden an. Am besten benährten sich die Tauben, die von den Gesellschaften nahe der Küste geliefert waren; die aus dem Binnenlande stammenden irrten sich leicht. Die Compagnie Transatlantique ist sehr zufrieden mit den Ergebnissen und wird jetzt einen regelmäßigen Taubendienst am Bord einrichten, von dem die Passagiere, die während der Ueberfahrt Nachrichten an Land befördern wollen, Gebrauch machen können. Um die Taubenzügler anzuspornen, sollen hohe Belohnungen für die zuerst ankommenden Tauben bezahlt werden, aber sonst will die französische Regierung keine Tauben kaufen, auch für die verlorenen Tauben keinen Ersatz leisten. Die amerikanischen Behörden interessieren sich sehr für diese Frage und beabsichtigen, Taubenschläge an der Küste zu errichten, die den Schiffsfahrtsgesellschaften zur Verfügung gestellt werden. Die Compagnie Transatlantique rechnet darauf, daß der Taubendienst ihr eine Hilfe sein wird, um über die Ereignisse, die sich während des spanisch-amerikanischen Krieges abspielten, schneller als wie sonst möglich unterrichtet zu werden.

Ein sames Menschen.

Wir lesen im „Globe“: Tritan da Cunha, die einsame Insel im südantlantischen Ozean, ist im November 1897 vom Schiffe „Widgeon“, Kapitän Burney, besucht worden, welcher im Auftrage der britischen Regierung ein Walfischboot dorthin brachte. Die Bevölkerung bestand aus 64 Köpfen: 18 Männer, 19 Frauen, 15 Knaben und 12 Mädchen. Die Insel kann etwa 500 Stück Vieh ernähren, doch war die Rinderherde auf über 800 Stück angewachsen; dazu kamen 500 Schafe, so daß Viehhaltung dringend geboten schien. Dagegen fehlt es an Vegetabilien, und Gemüsesamereien werden dringend gewünscht.

Ein merkwürdiger Fall von Familienähnlichkeit.

In der „Societe de Biologie“ zu Paris kam unlängst ein Fall von Personenähnlichkeit auf Grund gemeinsamer Abstammung zur Sprache, der ein weitreichendes wissenschaftliches Interesse hat. Ein Herr A. aus Frankreich, der in Deutschland reiste, sah in Köln im Speiseaal eines von ihm besuchten Gasthofes einen anderen Fremden, der seinem verstorbenen Vater so vollständig glich, daß er diesen zu sehen glaubt haben würde, wenn er noch am Leben gewesen wäre. Gesichtszüge, Gestalt, Bewegungen, selbst die Stimme ließen ihn durchaus als dessen Doppelgänger erscheinen. Eine Nachfrage nach angeknüpftem Gespräch ergab nun die überraschende Auskunft, daß beide Betheiligte in der That entfernte Blutsverwandte waren und gemeinsame Vorfahren hatten, von denen aus sich der Familientypus gerade auf diese zwei Abkömmlinge unverändert vererbt hatte. Der Befragte erwies sich nämlich als ein Nachkomme französischer Flüchtlinge, die nach der Aufhebung des Edikts von Nantes nach Deutschland gekommen waren und sich in Köln niedergelassen hatten. Seine Familie stammte aus Saint-Nippolyte im Gard-Departement. Eben dies aber war auch die Heimath des Fragers, und es trat hinzu die Uebereinstimmung der Namen, die sich nur in der Schreibung durch einen Buchstaben unterschieden; eine Abweichung, die sich aus der Veräusserung der Namensform bei dem ausgewanderten Zweige der Familie ohne Weiteres erklärte. Seit der Trennung der beiden Zweige waren sieben bis acht Geschlechtsfolgen dahingegangen. Der Fall bietet übrigens auch in so fern ein allgemeines Interesse, als er zeigt, von welchem Werthe die Führung von Familienstammbüchern und Ahnentafeln ist, die von den meisten viergerlichen Familien noch immer viel zu sehr vernachlässigt wird, aber in mehr als einer Hinsicht gelegentlich Wichtigkeit erlangen kann. Veräussernisse nach dieser Richtung sind von den nachfolgenden Geschlechtern immer nur schwer wieder gut zu machen.

Ein Museum des Irren.

Eine höchst merkwürdige, aber für den Forscher werthvolle Schöpfung wird in St. Petersburg geplant. Es soll nämlich zum Andenken an die 30. Wiederkehr des Gründungstages der psychiatrischen Klinik in St. Petersburg ein Museum für Irrenheilkunde gestiftet werden. Darin sollen zunächst Pläne, Photographien, Modelle und dergleichen berühmter Irrenanstalten gesammelt werden, ferner Modelle der Kleidung der Kranken, die von den Patienten gelieferten Arbeiten, Apparate, die zur Untersuchung verwendet werden, Schädel und Gehirne von Geisteskranken, nebst mikroskopischen Präparaten, Schriften, die sich auf die Behandlung und Pflege der Kranken beziehen. Gleichseitig wird ein Museum der Irrenkunde eingerichtet werden, das Gehirne von geübten Menschen und von Thieren verschiedener Art enthalten soll, sowie krankhafte Gehirne, Instrumente zur Messung von Gehirnen, Methoden zur Konservierung von Gehirnen, Photographien und andere Darstellungen von krankhaften Erscheinungen, die verschiedenen zur Behandlung angewandten Apparate, Pläne und Photographien neurologischer Institute. Die beiden Museen werden den Studenten und Forschern aller Nationen geöffnet sein und es wird an Alle, die sich dafür interessieren, ein Aufruf erlassen, durch Zufassung von Plänen von Gebäuden, Proben der Arbeiten der Geisteskranken, statistischen Erhebungen über die Anstalten, Photographien der leitenden Irrenärzte, anatomischen und physiologischen Präparaten, kurz Allem, was für Neurologen und Psychiater von Interesse ist, zu dem Museum beizusteuern.

Die Verflüssigung des Wasserstoffs.

Professor James Dewar führte vor Kurzem der Royal Institution in London sein neues Verfahren vor, wodurch Wasserstoff in erheblicher Menge in flüssigen Zustand übergeführt werden kann. Diese Entdeckung wird für die physikalische Chemie wie für die Erzeugung noch tieferer Temperaturen, als man sie bisher mit flüssiger Luft, flüssigem Sauerstoff u. s. w. erhalten konnte, sehr wichtige Folgen haben. Zu gleicher Zeit ist es Dewar aber auch gelungen, das Helium zu verflüssigen, und zwar mittelst der Temperatur von flüssigem Wasserstoff. Dieser Doppelerfolg ist ein Ereigniß von seltener Bedeutung an dem an Entdeckungen so reichen Schatz unseres Jahrhunderts, denn auch das Helium ließ sich bisher durch keines der bekannten Verfahren in flüssigen Zustand bringen, obwohl die bedeutendsten Forscher (Ramsay, Moissan, Dewar, Azevewski) beinahe seit so langer Zeit daran arbeiteten, wie das Helium überhaupt auf der Erde bekannt ist. Flüssiger Wasserstoff und flüssiges Helium wird nun den Physikern ein neues Mittel zu noch großartigen Experimenten an die Hand geben, als sie sich mit flüssigem Sauerstoff, flüssiger Luft und flüssigem Fluor durchführen ließen.

Die eigene Hand zu küssen.

Die eigene Hand zu küssen, nachdem man sich gegenseitig die Hände geschmabt, bildet eine Begrüßungsform vornehmer Araber.

Tschechischer Kaffee.

Peter Rogeger erzählt im „Heimgarten“ folgendes ergötzliche Geschichtchen: Recht gemüthlich hatten wir uns unterhalten, auf der Strecke Wien-Prag, der Kondukteur und ich. Er sprach deutsch und die paar böhmischen Richter, die er hier und da seinem Jargon aufsetzte, brachten mich nicht aus der Fassung. Der Mann besorgte mir schließlich ein gutes Schlaftroupe, das ich erst verließ, als der Zug still stand und die Station „Praha!“ ausgerufen wurde. „So graute der Morgen, ich öffnete das Fenster und fragte meinen Kondukteur, wie lang der Aufenthalt dauern würde.“ „Dvacot minut!“ antwortete er kurz. In der Halle stand der Frühstückstisch. Da ich die Antwort nicht verstanden hatte und also über den Aufenthalt im Unklaren war, so rief ich dem Kellner zu, mir eine Portion Kaffee in das Koupe hereinzugeben.—„Nix deutsch!“ Ich wiederholte meinen Wunsch. „Trojete si soidani?“ fragte der Kellner. „Ich bitte, mir eine Tasse Kaffee in das Koupe hereinzugeben!“ — „Zde se nemlvi nemecky!“ antwortete der Kellner und that weiter nichts dergleichen. „Aber wir haben nicht lange Zeit, nicht wahr, Herr Kondukteur?“ — „Zde se nemlvi nemecky!“ wiederholte auch dieser scharf. Dann bedauerte er tschechisch, mir den Kaffee in den Wagen zu reichen, was der Kellner nach langem Bögern that. Ich begann ruhig zu frühstücken. Der Kellner stand vor dem Fenster und sagte: „Prosim posposte si!“ Na, dachte ich mir, mein lieber Böhme, Du wirst noch recht gut mit mir deutsch sprechen, bevor wir auseinander gehen! Und genoh gelassen meinen Kaffee. Der Kellner wurde ungeduldig und rief: „Prosim posposte si, vlak przi odjede!“ Ich that nichts dergleichen. Mit lebhaften Gebarden rief er mir tschechische Worte zu, denn der Zug wurde bereits abgerufen. Endlich reichte ich ihm das Geschirf hinaus und sagte: „Adieu! Da schrie er groll: „Kaffee kofet 34 Kreuzer!“ — „Wie?“ frage ich hinaus. „Verundbreißig Kreuzer!“ wiederholte er in höchster Erregung. Ich deutete ihm mit den Händen: „Nix deutsch!“ Der Zug setzte sich in Bewegung. Der Kellner stand händeringend bei seinem Kaffeetisch in der Halle. Allzu lange wollte ich aber doch nicht der Schuldner des Prager Kellners bleiben, und bei Aufsehen, als mein Kondukteur des Tschechischen wieder mächtig war, bestellte ich ihm, auf seiner Rückfahrt meine Kaffeerechnung zu begleichen.

Der Kommandeur eines Kriegsschiffes als Journalist.

Der in der Schlacht bei Manila gefallene Befehlshaber der „Reina Christina“, Kapitän Don Luis Cadarso, soll—dem Bericht spanischer Blätter zufolge—ein ebenso tüchtiger und erfahrener Offizier wie ein gewandter Journalist gewesen sein. Neben seinen militärischen Pflichten, die ihn besonders als Kommandeur des Kriegsschiffes sehr in Anspruch nahmen, fand er noch immer Zeit, die ausführlichsten Berichte über wichtige Vorkommnisse für Madrid der Zeitungen zu schreiben. Als er Gouverneur der Karolinen-Inseln war, bedachte er ein angesehenes Blatt in der Hauptstadt seines Landes stets mit sehr interessanten Briefen, die zuletzt aber in hohem Maße das Mißfallen des Marine-Ministers erregten und schließlich seine Zurückberufung zur Folge hatten. Während des Aufstandes auf den Philippinen vor ungefähr einem Jahre hatte Kapitän Cadarso unaußgesezt zu thun, um den spanischen Truppen, die auf der Insel mit den Rebellen kämpften, von der See aus Hilfe zu leisten. Dabei schrieb er ebenfalls jeden Abend einen Bericht von mindestens zwei Spalten über die Vorfälle des Tages und sandte diese vollkommene zeitungsgerechert verfaßten Rapporte einem bekannten Madrider Blatte ein, das an dem unermüdbaren Offizier einen seiner besten Mitarbeiter verloren hat.

Berliner Originale auf Ansichtspostkarten.

Ausichtspostkarten, das ist das Neueste, was dieser Industriezweig jetzt hervorgebracht hat. Die Karten sind in sechs verschiedenen Mustern ausgegeben worden, von denen jede eine der bekanntesten Originale, von Berliner Ansichten umgeben, in Buntdruck darstellt. Da sieht man den fadtblattartigen Blumenhändler „Kamerab“ mit der Soldatenmütze auf dem Kopfe, ferner den originellen nächtlichen Briefverkäufer mit dem Monofle im rechten Auge, den Extrablattändler „Regenlad“ mit der Kirasirmütze, die „Blumen-Anna“ aus der Friedrichstraße, dann „Mutter Kranzler“, welche ihr pfannkuchenartiges Gebäck „Kataltschen“ genannt, in den Restaurants feilbietet, und endlich die wohlgetroffene „Harenjule“, welche besonders auf den Höfen des Westens ihre musikalischen Beiträge zum Besten gibt.

Der Sultan der Türkei erscheint fast stets in hellbraunem Anzuge, der Kaiser von Oesterreich bevorzugt dagegen graue Kleidung. Der Kaiser von Rußland liebt als außerordentliche Tracht die einfache schwarze Kleidung und trägt eine solche gewöhnlich ganz so, wie sie durch die Photographie von seinem derventigen Vater allgemein bekannt geworden ist.

Weiße sind sämmtliche Blumen, die in den arktischen Regionen angetroffen werden.

DER PENNSYLVANIER



Mischer Drucker! Na bin ich aber froh, daß der wunnerschöne Monat vorüber ist. Des war emol en regler Temperenler-Wetter—niz as wie Wasser alle Tag. Nix as wie Wasser? Ach nee! In unjere scheene Stroße hot's noch meh g'hat, as wie lustig Wasser. Ich propohs, daß selder Reim im Kalender denweg gefirt werd:

Am er nichu des End vom Moi war schee, und—Ende gut, Alles gut, segt mer als.

Wann ich nau so ebaut en humm daufend Buschel Weeze hat, dann wirt ich alrecht und ich düt ah sage as wie d'r Wilhelm Dell g'fah hot: „Vandvogt, du kannisst mir Gerste buckle!“ Weeze is nau, wie se sage, en Dahler un en halwer werth des Buschel; aber ich hab feener. So geht es mir allfort. Wann's emol Brei regert, dann hab ich schuhr ten Vessel. So scheint, ich bin ewe net im rechte Beeche uf die Welt summe. Theel Leit hen Glick un mache Geld wie Poi, se wege angreife was se welle; amer Leit ploge sich von frieh bis spot un wann's Johr rum is, kenne se wieder vorn ansane. Ich meen oftimols, es geht net Alles fahr her. So heest wol: Ehrlich währt am längste. Amer fell is ah eens von bene schlipprige Sprichwörter, was verstante ich misse. Wißt Ihr, worum ich glahs, daß ehrlich am längste währt? Befohs, wer am längste ehrlich is, der bleibt am längste en armer Deiwel.

Ich hab juchst vorhin g'fah, daß en Dheel Leit sich allfort ploge, un ich hab heit ebbes gesehe, was mich hot nochdenke mache. Wann unjerens so wie ich alle Woch soll en Brief schreibe, dann nemmt fell Denkes un Schwiges. Es is net wie bei Sich Zeich-Drucker, daß mer sich juchst hie-hode kann un die große Gedanke summe so die, daß mer se mit d'r Feder net juchst genug kann auf's Vobier frage. Weil mer nix nemme kann, wo nix is, so mach ich halt mei Beobachtunge, un wann ich ebbes sehn, dann stell ich mei Betrachtunge an. Nau, was ich heit gesehe hab, is des do: En Mann hot en schwerer Karz voll Stee und Grund g'hat. Vor dem Karz war en Egel gespannt—en werklcher Egel—un selder Egel hot den Karz gezoze. Wie's an en kleiner Hivell summe is, do hot d'r Egel gestappt. D'r Dreimer hot ihm die Wipz geme un gerufe: „Git up!“ D'r Egel hot noch emol brennert; amer wie er gemert hot, daß ihm zu schwer is ufgelede werre, do hot er Alles ruhig iver sich ergebe loise, amer tee Mohschens meh gemacht zu ziege. Ercht wie zwee Männer summe ten un hen sich rechts un links an's Rad geleg, hot d'r Egel ah wieder sei Mann gestell un mit Hilf von dem annere zwee hot et den Hivell im Storm genomme. War selder Egel nau werklch en Egel? Wann er war, dann war er einhu feener von die dumme. Ei, er war schmarter, as wie viel Leit. Was düt sich en mancher Mensch abploge for ebbes ferrig zu kriege, wann er iwens seht, daß es iver sei Kräfte geht un daß er sich dabei verägennt. Un doch düt er ferchterlich bees werre, wann mer ihn en Egel hecke dät. Es scheint, es summe ewe bei alle Sache mächtig viel auf d'r Name an.

Ich hab gedent, d'r viel Rege, was mer gehot hen, hät all die Grundbiere-käfer todgemacht; amer es scheint, Unkraut un Ungeiere vergeht net. Wie ich d'r amere Tag auf mein Grundbiere-Pärsch drauf war, do hen die Kerls beim Hunnert do gehockt, Buwe un Wlad, un hen en Pfink gehalten. Des geht nau wieder en scheener Tschad, se zu fange—D'r Bensch hot in d'r Zeitung gelese, for 25 Sent kennt mer en schuhr Ding hawe, die Käfer tod zu mache. Er hot en Bertel an die Direschden geschickt un en bar Dag spoter hot er zwei kleine Stidche Polz kriegt, ebaut en Roll un en halwer schaur. Us dem eente Stid war gedruckt: „Leg den Käfer do drauf.“ Us dem annere Stid hocht gefanne: „Trick mit dem do uf d'r Käfer.“ Do hät Ihr aber den Bensch sehn solle! Er hät en tausend Käfer un emol todgemacht, wann er se in d'r Hand gebot hät. Ich hab ihm juchst ausgelacht un ihm geseht: „Des hocht du von deiner englische Zeitung. Nenn dir en deische, wie ich.“

D'r Hansjörg.

Geläufig englisch spricht der Kaiser von China. Er hat diese Sprache von einem amerikanischen Missionär gelernt.